

Die vielbesungenen Schwalben

Autor(en): **Habicht, Herman**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 17

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die vielbesungenen Schwalben

Herman Habicht

Wir müssen schon fast einmal auf einem Dorfe gelebt haben, wenn wir so recht verstehen wollen, daß die Hauschwalbe der Gefährte des Menschen ist in guten und bösen Tagen, ein Gefährte, nach dem wir uns sehnen, sobald er einmal fortgezogen ist, den wir andererseits begrüßen, wenn er in den ersten Apriltagen wieder bei uns erscheint.

Aus der Stalltüre des Bauernhauses tritt müden Schrittes und gesenkten Kopfes der treue Ackergaul. Dicht über der Stalltüre aber hat sich ein Rauschschwalbenpaar eingenistet und zieht nun dort seine Jungen groß. Und während der Gaul zur Tränke geht, ist das Schwalbenpaar vielleicht gerade auf der Futtersuche, und sein pfeilgeschwinder Flug schwirrt dabei dicht über den Köpfen von Mensch und Pferd dahin. Dieses Bild, dem wir immer wieder begegnen, wenn wir auf dem Lande leben, läßt in uns den Eindruck aufkommen, als ob die treuen Haustierte und die blaubelegten Schwälbchen in ihrem Neste eng verschwisterte Wesen wären.

Dann kommt der Herbst, wo sich die Schwalben auf ihre lange Reise nach dem Süden begeben. Das Pferd und die Kuh aber bleiben einige Jahre hindurch ununterbrochen im Stalle des Bauern, bis sie wieder andern Artgenossen Platz machen. Der Hofbesitzer aber sieht sich und seine lieben vierbeinigen Helfer verlassen, wenn die treue befiederte Freundin aus dem Reich der Lüfte nicht mehr da ist mit ihrem anmutigen Fluge und ihrem traurem Gezwitzscher.

Genau so wie um den Stall, schnellt der Flug der Schwalben aber auch um das Wohngebäude. Denn auch dort nisten sie: in Mauerlöchern und unter dem Dachgebälk. Doch eines Tages im Spätsommer setzt auch dort des blaurockigen Schwälbchens Zickzackflug aus, sein freundliches Gezwitzscher verstummt. Zugleich mit den ersten warmen Frühlingslüften jedoch ist dann auch unter dem Siebel des Wohnhauses wieder das trauliche Witwit zu vernehmen. So kommt es, daß uns die Schwalbe den Herbst und Frühling bringt, wie es uns Rückert in seinem vielgesun-

genen Heimwehliede kundtut. Herrliche Worte für das symbolhafte Verbundensein von Schwalbe und Mensch, das ein volles Menschenleben lang dauert, findet neben Rückert Liliencron in seiner „Schwalbensiziliane“:

Zwei Mutterarme, die das Kindchen wiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Maitage, trautes Aneinanderschmiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Des Mannes Kampf: Sieg oder Unterliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Ein Sarg, auf den drei Handvoll Erde fliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.

So wie die Dorfschwalbe mit ihrer Gegenwart ein ganzes Dorf im Banne des Heimatgefühls halten kann, tut oft ein Gleiches die Uferschwalbe, die in den lehmigen Steilwänden der Fluß- und Seeufer, oder dann auch in Sandgruben ihr Nest baut, mit einer ganzen Landschaft. Gewiß lagen Jakob Böhmer die Uferschwalben im Sinne, als er in seinem formvollen, poetischen Gleichnis „Grenzen“ dichtete:

Siehst du die Schwalben dort schaukeln im Spiel zwischen
Wasser und Luft,
Angezogen vom See und seiner kristallinen Bläue,
Von der Kühle wohl auch, die mild in den Sommertag
steigt?
Manchmal streifen sie gar die Flut mit der Spitze der
Schwingen,
Kreise umschlingen den Punkt, wo sie kecklich den Spiegel
berührt.
Was zu dem Wagnis sie treibt? Ist's übermütige Regung?
Ist's ein verwegenes Spiel, ein Spiel mit dem Tod in
den Fluten,
Gleich wie die menschliche Seele sich gern über Tiefen
verweilt,
Denen sie heil nicht entsteigt, wenn zu kühn sie die Fittiche
tauchte?

Damit auch der Großstädter sein Teil habe an der Poesie von Frühling und Herbst, rief der Schöpfer die Turmschwalben auf den Plan, die zwar nicht nur auf Türmen, sondern ebenso sehr auch in allen nur möglichen städtischen Schlupfwinkeln, in Mauerlöchern und unter Gesimsen ihr Nest haben und mit ihrem, von schrillen Schreien begleiteten Flug gerade an die Fenster der obersten städtischen Dachwohnungen reichen.

Dorf-, Ufer- oder Turmschwalbe — immer

wieder werden Dichter sein, die ihre Gleichnisrede von Liebe, Treue, Abschied, Heimkehr, Kühnheit oder Trotz ins Symbol des Schwalbenfluges und Schwalbenzuges kleiden, so wie Dehmel, wenn er seinen Arbeitsmann sagen läßt:

Wenn wir Sonntags durch die Wälder gehn, mein Kind,
und über den Aehren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
o, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit.

Robert ist der Schlechteste . . .

Irene Gasser

Ich sah den kleinen Robert zum erstenmal, als ich beim Examen einen Schulbesuch in der Klasse meines Bubens machte. — Robert fiel mir auf, weil er während der ganzen Prüfung still und in sich gekehrt in seiner Bank saß. Er meldete sich kein einziges Mal — die eifrig aufgestreckten Finger seiner Kameraden kümmerten ihn nicht im mindesten — und der Lehrer fragte ihn auch gar nicht. — Nach dem Examen wurden die herrlichen Beggen verteilt; die Kinder rissen sich darum und bissen in heller Begeisterung hinein. — Robert stand im Hintergrund und schaute teilnahmslos vor sich hin. „Willst du keinen Beggen?“ fragte ich ihn, und er schüttelte gleichgültig den Kopf. „Ich habe keinen Hunger!“ antwortete er und ging zum Schulzimmer hinaus. Ich schaute ihm nach. „Wie schlecht er sich hält,“ dachte ich und fragte dann meinen Bub: „Wer ist der stille Junge, der eben hinausgeht?“ — „Ach, das ist Robert,“ antwortete mein Bub, „er ist der schlechteste Schüler.“ — „Ist er krank?“ — „Ich glaube nicht. Er fehlt viel und manchmal schnauft er so komisch — aber er ist überhaupt komisch.“

Das war meine erste Begegnung mit Robert. Die zweite verlief völlig anders. — Ich war in den Ferien in Celerina und kam eben von einer Skitour heim. Vor dem

letzten Steilhang hielt ich an und sah einem Buben nach, der bolzgerade und mit atemberaubender Schnelligkeit hinunteraste.

„Wie diese Engadiner fahren können,“ dachte ich bewundernd und folgte dem Jungen in vorsichtigen Schwüngen. Unten wartete er und kam strahlend auf mich zu. „Grüezi,“ sagte er in breitem Züritütsch. „Grüezi,“ sagte ich, und da rief er fröhlich: „Ich kenne Sie nämlich. Sie sind die Mutter von Peter. Sie waren einmal beim Examen in unserer Klasse.“ — Ich musterte ihn



Das Kindersanatorium Pro Juventute